

geschlechtsspezifische islamische Sittlichkeitsnormen beschränkt werden. Die Gehorsamspflicht der Ehefrau und Kinder wird bisweilen auch mit Gewaltanwendung eingefordert (60).

Das zweite Kapitel charakterisiert den Islam als „Herenreligion“ (76–83). Im dritten Kapitel – „Die Frau als Beute“ (84–97) – werden einige Koranverse zum islamischen Verständnis von Geschlechterhierarchien knapp erläutert. Das vierte Kapitel analysiert den Themenkomplex „Ehe und Recht“ (98–146).

Da außerehelicher Geschlechtsverkehr im Islam verboten ist, gibt es in muslimischen Gesellschaften einen spezifischen Druck, insbesondere Mädchen möglichst frühzeitig zu verheiraten (101). Neben Kinderehen sind auch Verwandtenehen gerade zwischen Cousins und Cousinen ersten Grades misslich.¹

Das Kapitel „Das Recht auf körperliche Unversehrtheit“ (147–158) kritisiert weibliche Genitalverstümmelung und die diesbezügliche Ungleichbehandlung der Jungen bei der Beschneidung. Im sechsten Kapitel (159–174) äußert sich Kelek zum Kopftuch als Symbol der Abgrenzung gegenüber Nichtmusliminnen und der Ungleichheit der Geschlechter. Das bisher Gesagte wird immer wieder an Beispielen von Familiengeschichten (175–193) konkretisiert. Im achten Kapitel (194–229) beleuchtet Kelek Konzepte kollektiver Familienehre und erläutert ihre Deutung von der Familie als des „Vaters Staat“ (201). Im neunten Kapitel (230–252) werden die bislang beschriebenen Befunde in den Kontext der Integrationsdebatte gestellt.

Im nächsten Kapitel (253–273) kritisiert Kelek einige Migrationsforscher und sog. Vielfaltsberater_innen, die Teilhabe ohne Integration fordern, was Kelek als Landnahme (257) interpretiert. Es folgen einige Beispiele von konservativen Ehenormen aus Predigten und Selbstdarstellungen der Islamverbände (274–292). In den beiden letzten Kapiteln konkretisiert Kelek ihre Ideen für eine Stärkung von Frauenrechten und Kinderschutz (293–304), u.a. schlägt sie eine Ergänzung von Artikel 6 des Grundgesetzes vor: „Grundrechte von Einzelnen, das Prinzip der Gleichberechtigung und der Schutz des Kindes dürfen durch die Familie nicht eingeschränkt oder außer Kraft gesetzt werden“ (298).

Inhaltlich dürfte der Großteil des Geschriebenen zu kulturellen Rechtfertigungen von Sexismus und geschlechtsspezifischer Gewalt allgemein bekannt sein. Argumentativ und sprachlich ist das Buch, das in Zusammenarbeit mit dem Ghostwriter Peter Mathews (5) entstand, dezidiert populärwissenschaftlich gehalten. Somit kann es einem großen Kreis an Lesern empfohlen werden, eignet sich aber nur

eingeschränkt als akademisches Referenzwerk. Das Thema freilich ist brandaktuell und wird in den nächsten Jahren nicht an Relevanz verlieren.

Im Direktvergleich zum Buch von Ahmet Toprak (vgl. nachfolgend) fällt zunächst auf, dass beide Autoren völlig identische Befunde bezüglich geschlechtsspezifischer Erziehungsstile unter Muslimen in Deutschland schildern. Beide gehen auch in ihrer Forderung nach einer weniger geschlechtsspezifischen Erziehung d'accord. Die Bücher unterscheiden sich allerdings radikal im Fokus: Während Kelek die Nachteile der stärkeren Sanktionierung von Mädchen schildert und sich für diese Jungenfreiheiten herbeisehnt, klagt Toprak über Überforderungserscheinungen bei Jungen, die keine Grenzen kennen und wünscht sich für diese mehr elterliche Reglementierung. Die Nachteile der jeweils nicht fokussierten Erziehungsstile beim Gegengeschlecht kommen in dieser Betrachtungsperspektive jeweils zu kurz. Beide Bücher ergänzen sich daher komplementär und zeigen, dass eine Mittelwegfindung in der Praxis schwierig bleibt, weil beide Erziehungsstile offensichtlich sowohl Vor- als auch Nachteile haben.

Wer nur eines der beiden Werke lesen möchte, dem rate ich eher zu Toprak: Als Professor für Erziehungswissenschaften sind seine Formulierungen im direkten Nebeneinanderlesen akademisch präziser.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Toprak, Ahmet, *Muslimisch, männlich, desintegriert. Was bei der Erziehung muslimischer Jungen schiefläuft*, Econ, Berlin 2019, 240 S., br., 18,- €

Ahmet Toprak (geb. 1970) ist Professor für Erziehungswissenschaften an der Fachhochschule Dortmund und forscht zum Schwerpunkt therapeutische Handlungsmöglichkeiten

¹ Zu letzterem siehe die Dissertation von Stärk, M., 2017. Konsanguinität und Major Anomalies – eine Auswertung von 35.391 Fällen aus pränatalmedizinischer Sicht. <https://d-nb.info/113349272X/34>.

bei Dissozialität. Die vorliegende Studie knüpft v.a. an seine früheren Bücher *Muslimische Jungen – Prinzen, Machos oder Verlierer?* (2012) und *Jungen und Gewalt: Die Anwendung der Konfrontativen Pädagogik mit türkeistämmigen Jungen* (2015) an. Toprak verortet die Ursachen gesellschaftlicher Misserfolge bei der Integration muslimischer Jungen in erster Linie in den Erziehungsstilen ihrer Eltern, die Söhne kaum bis keine Grenzen setzten (10).

Nach der PISA-Studie aus dem Jahre 2015 ist die Gruppe der Bildungsverlierer in der Bundesrepublik überwiegend muslimisch, männlich und aus einer Großstadt (9). Im ersten Teil (15–102) seiner Studie erläutert Toprak das Leben und Aufwachsen von Jungen in muslimischen Familien. Söhne symbolisieren für viele muslimische Eltern ökonomisch eine Altersabsicherung, psychologisch eine emotionale Stärkung der Familienbindung und sozial eine Stuserhöhung (15–17), wohingegen Töchter mit ihrer Verheiratung die Familie verlassen. Elterliche Liebe wird in traditionell islamischen Erziehungsstilen an die Unterwerfung unter die Dominanz und Autorität der Eltern gekoppelt (22).

Im türkischen Verständnis besitzt jede Familie eine kollektive Ehre (*nāmūs*), die nicht erworben, aber verloren werden kann. Sie wird u.a. durch das Ausstrahlen von Aggressivität (11, 38) und präventive Gewalt (142) durch die Männer der Familie verteidigt (29f). Ehrenhaftigkeit ist daher ein Erziehungsziel (26) und Söhne werden spätestens nach ihrer Beschneidung zum Stärkezeigen ermuntert (90). Töchter hingegen werden mit Strenge zu Haushaltskompetenz (61), Disziplin und Gehorsam erzogen, da ihre Anstandslosigkeit auf die Familie zurückfällt (35). Die traditionelle Erziehung von Mädchen zu Selbstständigkeit, Selbstdisziplin, Ordnung und termingerechtem Arbeiten erleichtert ihnen den schulischen Erfolg im deutschen Bildungssystem (57–59). Männliche Familienmitglieder besitzen als Individuen daneben ein spezifisches Ansehen (*şeref*), das durch Ehrlichkeit, Solidarität oder Geschenke erarbeitet werden kann. Die Inszenierung von Männlichkeit, Macht und Potenz (99) maximiert dieses männliche Ansehen ebenso wie die Verachtung oder Diffamierung von kurzfristigen Sexualpartnern (100).

Im zweiten Teil (103–189) seiner Studie fokussiert Toprak Integrations- und Erziehungsfehler am Beispiel alltäglicher Überforderungen jugendlicher Muslime. Nach dem Mikrozensus 2019 haben 19,3 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund (124). Unter Gefängnisinsassen war der Anteil Jugendlicher mit Migrationshintergrund 2017 etwa dreimal so hoch wie in der Gesamtbevölkerung (135).

Toprak diskutiert den Integrationsbegriff an vier Achsen (107): Kulturelle Integration (Sprache und soziale Werte), strukturelle Integration (Arbeitsmarkt und Bildungsbeteiligung), soziale Integration (Sozialbeziehungen und soziales Kapital) und emotionale Integration (Identifikation mit dem Aufnahmeland). Die gegenwärtig voranschreitende

Automatisierung der Wirtschaftsstrukturen führt zu einem geringeren Bedarf an gering qualifizierten Arbeitskräften (106); von diesem Strukturwandel sind Kinder von Gastarbeitern stärker betroffen. Sprachschwächen erschweren eine gewaltfreie Austragung von Konflikten (108) beispielsweise über Kommunikation. Den Begriff der Assimilation, den der türkische Präsident Erdoğan 2008 in Köln als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ brandmarkte (119), hält Toprak für den Integrationsdiskurs für wenig hilfreich (123); gleichzeitig kann strukturelle Integration ohne Anpassung nicht funktionieren (121). Muslime tendieren eher dazu, individuelle Interessen kollektiven Bedürfnissen unterzuordnen (130). Je konservativer die Eltern, desto größer daher die Anpassungsdifferenzen ihrer Kinder in der Schule (122). Strukturelle Konflikte ergeben sich für männliche muslimische Jugendliche v.a. zwischen familiärer und schulischer Lebenswelt (138), u.a. aus dem Komplex zwischen Ehre und Gewalt. Toprak illustriert dies äußerst anschaulich auch anhand von Tiefeninterviews mit Tätern, u.a. am Beispiel eines Ehrenmordversuchs eines Jugendlichen an seiner Schwester (146–157). Die Heirat bleibt der zentrale Schritt, der den Eintritt in das Erwachsenenleben markiert (158).

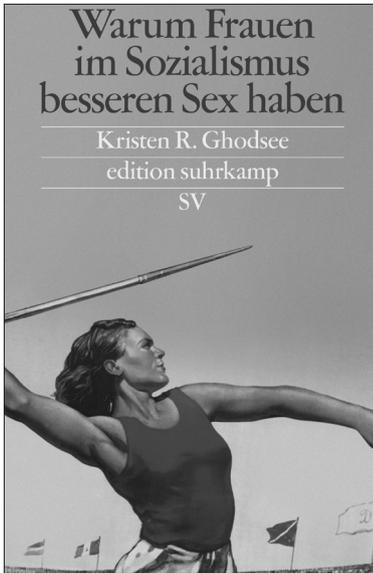
Im dritten Teil (191–230) plädiert Toprak für eine gleichberechtigte Erziehung der Geschlechter. Muslimische Ehrkonzepte resultieren in einer stärkeren erzieherischen Reglementierung von Töchtern (191), die sich positiv auf deren schulischen Erfolge auswirkt. Mangelnde Grenzziehung gegenüber Söhnen lässt diese eher zu unsicheren und unselbständigen Individuen heranwachsen (195): „Das zentrale Anliegen in der Erziehung der Kinder sollte die Betonung und Förderung ihrer Individualität sein.“ (194). Daher fehlten muslimischen Jungen bisweilen wichtige Schlüsselkompetenzen wie Flexibilität im Denken, Frustrationstoleranz, Teamfähigkeit, Selbstdisziplin, Selbstorganisation und Kritikfähigkeit (229). Pädagog_innen in deutschen Bildungseinrichtungen verstünden meist nicht, dass muslimische Eltern von diesen auch eine Kompensation elterlicher Erziehungsdefizite erwarten (197, 203). Lehrer sollten daher verstärkt Regeln, Disziplin und Macht vermitteln (200). Insbesondere Lehrerinnen dürften sich nicht durch machohafes Maulheldentum einschüchtern lassen. In dem Unterkapitel „Mut zu mehr Konfrontation“ (204–217) erläutert Toprak seine positiven Erfahrungen mit der Konfrontativen Methode nach Jens Weidner, u.a. mit dem heißen Stuhl, der Täter in die Position des Opfers versetzt.¹

Topraks hochinteressante Studie ist sowohl akademisch ordentlich als auch allgemein verständlich verfasst. Als Leser fokussiert der Pädagogikprofessor in erster Linie Sozialarbeiter, Lehrer und Ehrenamtliche, die sich in Inte-

¹ Weidner, J., Kilb R., 2011. Handbuch Konfrontative Pädagogik. Grundlagen und Handlungsstrategien zum Umgang mit aggressivem und abweichendem Verhalten. Juventa, Weinheim.

grationsangelegenheiten engagieren. Sein Fazit, dass muslimische Eltern ihre Söhne stärker wie ihre Töchter erziehen sollten, bildet das Gegenstück zu dem Fazit Keleks, die muslimischen Eltern sollten ihre Töchter stärker als ihre Söhne erziehen. Beide fordern aber weniger geschlechtsspezifische Erziehungsstile.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Ghodsee, Kristen R., *Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben. Und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit*. edition suhrkamp, Berlin 2019, 277 S., Klappenbroschur, 18,00 €

Die gesellschaftlichen Auswirkungen des politischen und wirtschaftlichen Übergangs vom Staatssozialismus zum Kapitalismus in Osteuropa haben, wie die Autorin im amerikanischen Vorwort der Originalausgabe¹ schreibt, sie seit 20 Jahren beschäftigt (25). Die Historikerin und Ethnologin lebte über zwei Jahre in Bulgarien und lange in Ost- und Westdeutschland, bereiste weitere osteuropäische Länder und untersuchte, „wie die Einführung unregulierter Märkte in Osteuropa für die vielen Frauen mit der Rückkehr zu einem untergeordneten Status einherging, in dem sie wirtschaftlich von Männern abhängig waren“ (25). Daraus entstanden zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten – und im August 2017 ein Essay in der *New York Times* unter der Überschrift „Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex hatten“.

Erst dieser Artikel sorgte wirklich für Aufregung. Die Autorin wurde „wochenlang zur Zielscheibe gehässiger

¹ Why Women Have Better Sex Under Socialism: And Other Arguments for Economic Independence. Nation Books, New York, 2018.

Beschimpfungen und Gewaltdrohungen von Seiten der Rechten“ (15).²

Dabei ist die Haltung von Ghodsee zum Sozialismus klar: „Die Gräueltat des Staatssozialismus im 20. Jahrhundert sollten nicht dafür missbraucht werden, jede Kritik an den Problemen des heutigen Kapitalismus zum Verstummen zu bringen.“ (19) Es bedürfe einer „differenzierten Sicht auf den Sozialismus in seinem historischen Kontext“ (22).

Das Buch, das infolge des *New York Times* Essays entstand, will „keine wissenschaftliche Abhandlung“ (28) mit hochtheoretischem Überbau sein, es ist eher konkret als abstrakt, flott erzählt, aber mit gedanklicher Tiefe und immer gut recherchiert. Sie ist den offenen und verdeckten Diskriminierungen von Frauen auf der Spur, sucht ungeduldig, aber hartnäckig nach Ansatzpunkten für Verbesserungen auf individueller wie auf gesamtgesellschaftlicher Ebene. „Der Zusammenbruch des Staatssozialismus 1989 schuf das perfekte Labor, um die Auswirkungen des Kapitalismus auf das Leben von Frauen zu erforschen.“ (116)

Der Buchtitel beginnt mit einem interrogativen und relativen „Warum“, und am Ende steht kein Fragezeichen. Es wird eigentlich keine Frage gestellt, sondern eine parate Antwort mitgeteilt, mit dem „Warum“ ohne Fragezeichen wird die Antwort nach den Gründen eingeleitet.

Was sind nun die Gründe dafür, dass Frauen im Sozialismus den besseren Sex hatten? Die Autorin findet sie nicht in Sexualtechniken oder anderen eng sexuellen Habitualitäten. Sie blickt auf den Kontext, auf die Bedingungen für das Sexualwesen Frau in der real-sozialistischen Gesellschaft, und es ist eine lange Liste von Vorzügen, die sie für wesentlich hält:

- wirtschaftliche Unabhängigkeit, bessere Arbeitsbedingungen, eine ausgewogenere Balance zwischen Arbeit und Familie (39)
- bezahlte Elternzeit, staatlich finanzierte Kinderbetreuung, kürzere und flexiblere Arbeitszeiten, kostenlose Hochschulbildung, eine Krankenversicherung für alle (56)
- Vollzeitarbeitsplätze für Frauen, Förderung der Arbeit von Frauen in traditionellen Männerdomänen (74)
- Ausweitung der Beschäftigungsmöglichkeiten von Frauen im öffentlichen Sektor (79)
- Soziale Einrichtungen, die es ermöglichen, Berufstätigen

² 1988 haben – von Ghodsee aufgegriffen (198–199) – der Rezensent und Ulrich Clement im ersten Heft der *Zeitschrift für Sexualforschung* das „Sexualverhalten von Studenten aus BRD und DDR“ verglichen. Dabei ergab sich, dass DDR-Studentinnen den partnerschaftlichen Sex mehr genossen und beim Geschlechtsverkehr häufiger zum Orgasmus kamen als ihre BRD-Kommilitoninnen. 1990 entdeckte die Bildzeitung die Studie und verkündete am 30. Mai in Vierzentimeterlettern auf Seite 1 „DDR-Frauen kriegen öfter einen Orgasmus“. Am nächsten Tag hieß es in noch größeren Buchstaben allerdings „Orgasmusprofessor spinnt“.